

## Textkörper und Textbedeutung. Über die Aggregatzustände von Literatur, mit einigen Beispielen aus der Geschichte des Faust-Stoffes

KARL EIBL (München)

Renate von Heydebrand (Hg.): Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Stuttgart und Weimar: Metzler 1998.

»Was hält die moderne Gesellschaft zusammen?« Auf diese Frage des baden-württembergischen Ministerpräsidenten Erwin Teufel haben jüngst auf 333 Seiten circa 30 meist bekannte öffentliche Denker und Stellungnehmer bei Suhrkamp ihre meist bekanntesten Antworten gegeben.<sup>1</sup> Die Heterogenität der Antworten allerdings provoziert zur Gegenfrage, ob die moderne Gesellschaft überhaupt etwas ist, das von etwas zusammengehalten wird (wie ein Bauch vom Korsett? oder wie ein Fisch von den Gräten?), und ob gerade die moderne Gesellschaft nicht vielleicht auch unzusammengehalten ganz gut funktionieren kann. Die Möglichkeit jedenfalls, daß eine Gesellschaft durch Kultur zusammengehalten wird und speziell durch kanonische literarische Werke, kommt in dem Sammelband nicht vor.<sup>2</sup> Auf einer anderen Ebene aber erscheint der Band geradezu als Monument der Stabilität: Er bezeugt unübersehbar, daß wenigstens die Rituale (»Verfahren«) funktionieren, d. h. daß Daniel Cohn-Bendit, Wolfgang Schäuble, Heiner Geißler, Hartmut von Hentig, Hans Küng, Hubert Markl und all die anderen noch immer das sagen, was man von ihnen erwartet. Versuchsweise ließe sich sagen: Die moderne Gesellschaft wird zusammengehalten durch ritualisierte Geräusche. – Es ist nicht pure Boshaftigkeit, die mich solche Überlegungen anstellen läßt. Ich glaube tatsächlich, daß sich in diesem Miteinander von Verlässlichkeit und Beliebigkeit, leicht karikiert, ein Grundverhältnis abbildet, das auch für die Wirkungsweise eines literarischen Kanons gelten könnte.

Zunächst einige Vorklärungen. – Lexika bieten eine überraschende Vielfalt von Bedeutungen des Wortes »Kanon«, bis hin zum Leisten des Schusters. Selbst im engeren Bereich des Rahmenthemas muß ich vorweg eine scheinbar naheliegende Bedeutung ausscheiden: Es ist der literarische Kanon im Sinne der humanistischen Gelehrtenkultur und ihrer Ausläufer, als ein Korpus vorbildlicher Vorlagen für rhetorisch-poetische *imitatio*. Wenn man argumentativ bei ihm anknüpft, stiftet das nur Verwirrung, ich ignoriere ihn deshalb. Nur so-

weit dieser Kanon schon für die Humanisten und ihre Nachfolger ein Wertschatzhaus war, also Vorbild für Lebens-*imitatio*, ist er mitgemeint.

Unter Kanon verstehe ich die längerfristig in tradierbare Form gebrachte gepflegte Semantik einer Gesellschaft,<sup>3</sup> d. h. ein Korpus maßgeblicher Texte (und textähnlicher Einrichtungen, z. B. Denkmäler), die Gesellschaftsdeutungen, Gefühlsmodellierungen, Lebensmuster thesaurieren und für ihre Bezugskultur zur Verfügung halten. Das ist bis weit in die frühe Neuzeit hinein nahezu konkurrenzlos der religiöse oder zumindest durch Religion abgeschlossene Kanon. Die Möglichkeit eines solchen Kanons allerdings ist eng daran geknüpft, welchen Verbindlichkeits- und Detaillierungsgrad die Gesellschaftsdeutungen, Gefühlsmodellierungen, Lebensmuster besitzen. Die Statik eines Kanons und die Dynamik der fortschreitenden funktionalen Differenzierung (die Allgemeinverbindlichkeit eines Kanons und die fortschreitende Individualisierung der Lebensentwürfe) – das kann ja eigentlich nicht zusammengehen. Das Ausweichen in den Kompromiß, daß es eben dann mehrere Kanones gebe, ist eine *contradictio in adjecto*. Mehrere gleichzeitig geltende Kanones sind so etwas wie mehrere Päpste. Natürlich gab es gelegentlich Papst und Gegenpapst, Kaiser und Gegenkaiser. Aber das waren Ausnahmefälle, in denen sich das Ende der Welt ankündigte, und auch bei diesen Paaren beanspruchte jedes der beiden Glieder, das allein allgemeingültige zu sein.

Schon auf der Basis solch einfacher Vorüberlegungen kann man vermuten (und ist wohl auch Konsens):<sup>4</sup> Irgendwann in der »Sattelzeit«, so zwischen 1750 und 1800, passiert etwas mit dem Kanon. Nimmt man hinzu, daß »Kanon« jedenfalls ein Phänomen ist, das eng mit Grundbegriffen zu tun hat, eine besondere Form der Festlegung von Grundbegriffen, dann läßt sich zusätzlich vermuten, daß das Inbewegunggeraten des Kanons in dieser Zeit ein paralleles Phänomen ist zum Inbewegunggeraten der Begriffe<sup>5</sup> in dieser Zeit und daß die allgemeine Wendung vom Taxonomischen zum Historischen auch den Kanon ergreift. Ferner wird man vermuten dürfen, daß mit einer allgemeinen Umstellung von Religion auf Bildung der literarische Kanon an die Stelle des religiösen Kanons tritt, und weiter kann man im Vorgriff vermuten, daß dies mit einer Umstellung auf ein neues Konzept von Individualität mit seinen Folgeproblemen zu tun hat.<sup>6</sup>

3 Hierzu u. a. Niklas Luhmann, »Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition«, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, I, Frankfurt a. M. 1980, 9-71.

4 Erörtert u. a. von Alois Hahn, »Kanonisierungsstile«, und Hans Ulrich Gumbrecht, »Phönix aus der Asche« oder: Vom Kanon zur Klassik«, in: Aleida und Jan Assmann (Hrsg.), *Kanon und Zensur. Archäologie der literarischen Kommunikation II*, München 1987, 28-37 und 284-299.

5 So der mittlerweile vielfach bestätigte »Vorgriff« des Lexikons *Geschichtliche Grundbegriffe*, hrsg. Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Stuttgart 1972ff.

6 Hierzu u. a. Niklas Luhmann, »Individuum, Individualität, Individualismus«, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, III, Frankfurt a. M. 1989, 149-258. Für die ausführlichere gesellschaftsgeschichtliche Problemreferenz, die hier nicht weiter referiert wird, vgl. Marianne Willems, *Das Problem der Individualität als Herausforderung an die Semantik im Sturm und Drang. Studien zu Goethes »Brief des Pastors zu \*\*\* an den neuen Pastor zu \*\*\*«, »Götz von Berlichingen« und »Clavigo«*, Tübingen 1995, sowie meine *Entstehung*

1 Erwin Teufel (Hrsg.), *Was hält die moderne Gesellschaft zusammen?*, edition suhrkamp NF 977, Frankfurt a. M. 1996.

2 An Literaten erscheinen nur Hans Christoph Buch, der exemplarisch Stephan Hermlin beschimpft, und Herta Müller, die Widerstand gegen das Verständnis für unterlassenen Widerstand fordert.

Ich setzte an beim Kanonbegriff der Theologie. Die geschichtlichen Funktions- und Problemlösungszusammenhänge oder auch die allerhöchste Leitung haben es so gefügt, daß das Wort hier für vier Medien verwendet wird, die sich gegenseitig stützen: Es bezeichnet (1.) die jeweiligen heiligen Schriften, (2.) das Verzeichnis der anerkannten Heiligen, (3.) die feststehenden Teile der heiligen Messe und (4.) die (kirchen-) rechtlichen Festsetzungen, insgesamt also den ganzen mehrdimensionalen Stiftungs- und Normenzusammenhang der Religion in seiner kodifizierten Form: Texte als herausgehobene tradierbare Archivierungsform, Beispielfiguren als Vorbilder der Lebensgestaltung, Rituale als Einübung von Verhaltensgemeinschaft und explizite, diskursiv einklagbare Normen.

Die Kodifizierungsformen sind im Rahmen einer funktionstüchtigen Religion eng mit ihren Applikationen verschmolzen. Das manifestiert sich schon äußerlich dadurch, daß auch die Auslegungen institutionell fest verzurrt werden;<sup>7</sup> die Auslegungsregeln (gelegentlich übrigens ebenfalls ›Kanon‹ genannt) sind festgelegt, das auslegende Personal ist in ihrem Gebrauch geschult und hat privilegierte Mittlerfunktion zwischen Text und Leben. Gewiß, man brauchte, da die Menschen auch früher nicht alle gleich waren, schon immer standesspezifische Zusätze zum religiösen Kanon. Aber sie waren eben Zusätze, blieben bezogen auf ihn. Man hatte Heilige für die Infanterie, für die Bäcker, die Fleischer und die Ritter. Aber diese Heiligen waren Applikationen des einen Heiligseins auf verschiedene Lebensbereiche.

Das ändert sich mit der ›Sattelzeit‹. Der literarische Kanon des Bildungsbürgertums,<sup>8</sup> der sich seit etwa 1800 herausbildet, ist ein Nachfahr des alten religiösen Kanons. Aber er kann keinen so kompakten Stiftungs- und Normenzusammenhang mehr aufrichten wie der religiöse, sondern jedes der vier Elemente wird zurückgefahren und so weit abgestumpft, daß sie sich nur noch auf eine imaginäre Weise zusammenfügen. Dafür aber ist der Kanonkomplex den neuen Bedürfnissen nach Flexibilität viel besser angepaßt als der kompakte, aber auch vergleichsweise

*der Poesie*, Frankfurt a. M., Leipzig 1995. Bei Willems auch wichtige Hinweise zu den Umdeutungen, die an überliefertem Ideogut vorgenommen werden, so daß bei gleichbleibendem ›Ideenkörper‹ durchaus andere Inhalte und Funktionen gemeint sein können. Das läßt sich mit relativ wenigen Veränderungen auch auf den Kanon übertragen.

7 Die Unterscheidung im Titel meines Beitrags ist schon häufiger getroffen worden. Vgl. die Unterscheidung von ›materialelem Kanon‹ und ›Wertvorstellungen, die in diesem Kanon vergegenständlicht erscheinen‹, bei Renate von Heydebrand, Simone Winko, ›Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen‹, *JASL* 19/2 (1994), 97-172, hier: 132; dort auch ein Hinweis auf die Unterscheidung von Textkanon und Regelkanon. Ich neige allerdings aus praktischen Gründen dazu, das Wort ›Kanon‹ dem materialen, kodifizierten Kanon vorzubehalten.

8 Hans-Georg Herrlitz, *Der Lektürekanon des Deutschunterrichts im Gymnasium. Ein Beitrag zur Geschichte der muttersprachlichen Schulliteratur*, Heidelberg 1964; Georg Jäger, *Schule und literarische Kultur, I: Sozialgeschichte des deutschen Unterrichts an höheren Schulen von der Spätaufklärung bis zum Vormärz*, Stuttgart 1981; Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989; *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*, hrsg. Werner Conze, Jürgen Kocka, Reinhart Koselleck, M. Rainer Lepsius, 4 Bde., Stuttgart 1985-1990, speziell II: *Bildungsgüter und Bildungswissen*, hrsg. Reinhart Koselleck.

starre ältere. – Und da für jede geschichtliche Darstellung, auch wenn sie nur einen kleinen Teil der Geschichte betrifft, zwei Grenzen, also mindestens drei Epochen nötig sind,<sup>9</sup> darf man annehmen, daß heute noch einmal alles anders ist. Dazu wird am Ende der Ausführung noch ein Wort zu sagen sein.

Schließlich sei vorweg, um das Kategorienraster gleich annähernd vollständig zu machen, schon hier auf eine Unterscheidung hingewiesen, die erst in der zweiten Hälfte der Untersuchung eine Rolle spielen wird: Als Gegenbegriff zur ›gepflegten‹ Literatur, der die kanonische zugehört, werde ich den Begriff der ›wilden‹ oder ›wildwüchsigen‹ Literatur verwenden. Es handelt sich dabei um Werke oder Motivkomplexe, die der Pflege von Obrigkeit, Bildungs-Eliten oder anderen Literaturgärtnern entraten müssen und sich trotzdem hoher Beliebtheit erfreuen. Je nach Zeit und Vokabular wird diese ›wildwüchsige‹ Literatur von den Literaturpflegern als pöbelhaft, trivial, Schund, Kulturindustrieware usw. abqualifiziert. Fast kann man sagen: Sie ist die ›wirkliche‹ Literatur, jedenfalls in dem Sinne, in dem man auch die Landschaft jenseits der Gärten und Parks als die ›wirkliche‹ Landschaft bezeichnen kann.

## I.

Die Unangemessenheit eines kompakten vierdimensionalen Kanons in der neuzeitlichen Welt ist dafür verantwortlich, daß der *literarische* Kanon immer mehr Bedeutung bekommen hat: ein Kanon im Sinne einer eher heterogenen Liste von Werken, die selbst zudem mehrdeutig sind, so daß zur Liste und zu den Werken immer eine angemessene, grundsätzlich flexible Auslegung hinzutreten muß, die erst den Eintritt von Werkelementen in die Lebenswelt ermöglicht (und die ›Werke‹ dabei womöglich auflöst).<sup>10</sup>

Ich will einsetzen bei einem höchst aufschlußreichen Beispiel, das Heinrich Heine berichtet oder zumindest formuliert. Er führt in seiner *Nordsee* vor, welche kommunikative Funktion ein Kanon haben kann. Er läßt eine Dame fragen: ›Doktor, was halten Sie von Goethe?‹, und er erläutert:

Die Dame hatte, ohne es zu wissen, die allerschlaueste Frage getan. Man kann ja einen Mann nicht geradezu fragen: was denkst du von Himmel und Erde? was sind deine Ansichten über Menschen und Menschenleben? bist du ein vernünftiges Geschöpf oder ein

9 So wenigstens Niklas Luhmann, ›Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie‹, in: Hans Ulrich Gumbrecht, Ursula Link-Heer (Hrsg.), *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*, Frankfurt a. M. 1985, 11-33 (der deshalb gleich selbst drei Paradigmen seiner eigenen Theorie konstatiert).

10 Vgl. hierzu noch immer Hans Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1960 u. ö. Für weitere Anschlüsse müßte allerdings erst Gadamers Konfundierung von deskriptiven und normativen Kategorien aufgelöst werden, und da ist es möglicherweise rationeller, vom Verstehensbegriff der Psychologie her neu aufzubauen. Vgl. Simone Winko, ›Verstehen literarischer Texte versus literarisches Verstehen von Texten? Zur Relevanz kognitionspsychologischer Verstehensforschung für das hermeneutische Paradigma der Literaturwissenschaft‹, *DVjs* 69 (1995), 1-27.

dummer Teufel? Diese delikaten Fragen liegen aber alle in den unverfänglichen Worten: Was halten Sie von Goethe? Denn, indem uns allen Goethes Werke vor Augen liegen, so können wir das Urteil, das jemand darüber fället, mit dem unsrigen schnell vergleichen, wir bekommen damit einen festen Maßstab, womit wir zugleich alle seine Gedanken und Gefühle messen können, und er hat unbewußt sein eignes Urteil gesprochen.<sup>11</sup>

›Goethe‹ ist nicht nur die Bezeichnung für ein Werkkorpus. Spätestens seit 1814, seit dem Erscheinen des dritten Teils von *Dichtung und Wahrheit* mit den Partien über Sesenheim und Wetzlar, bezieht sich die Frage der Dame auch auf das Verhalten Goethes in Liebesdingen, und seit den Freiheitskriegen steht er auch für eine politische Haltung. In anderen Milieus könnte man den Namen ersetzen durch Bismarck, Derrida oder auch Harald Schmidt: Die Nennung solcher Personen steht in der Nachfolge der Berufung auf kanonisierte Heilige (oder auch antike Exempelfiguren). Sie hat katalysatorische Funktion, setzt wechselseitige Erkennungsprozesse in Gang, sowohl hinsichtlich der Seelenlagen als auch im Sinne der sozialen Imagearbeit. Die Nennung ermöglicht eine schnelle Verständigung und wechselseitige Einordnung im Medium eines gemeinsamen kulturellen Symbolclusters. Und auch die andern beiden Funktionen eines vierdimensionalen Kanons, kanonisierte Rituale – auffällig genug: Theater – und an Literatur geknüpft kanonisierte Verhaltensmaximen wären unschwer zu ermitteln.

Soweit ließe sich von einer Säkularisation des Kanons sprechen. Aber ›Säkularisation‹ ist nur ein Wort für schnelle Oberflächenverständigung. Hinter ihm verbergen sich fundamentale Umstellungs- und Umdeutungsprozesse. Auf welches Referenzproblem reagiert die Umstellung des Kanons von Religion auf Literatur, tendentiell auch vom Text zum Autor, von den Heiligen zu den Prominenten? ›Goethe‹ ist in unserem Beispiel Medium für ein Begegnungs- und Erkennungszeremoniell. Doch geht es dabei gar nicht um soziale Distinktion; die Zugehörigkeit zur Schicht der ›gebildeten Stände‹ ist offensichtlich. Die unausgesprochenen ›delikatene‹ Fragen der Dame beziehen sich vielmehr auf individuellere Qualitäten, auf intellektuelle Vorzüge, Fragen der Wertabstimmung, wenn nicht der Seelenharmonie. Zwei Menschenalter früher wäre das noch in der Standesbestimmung aufgegangen, die Indizien oder Signa hätten sich auf die Übereinstimmung der persönlichen Gesinnung mit der allgemeinen bezogen. Die Skala war eindimensional zwischen Tugend und Laster gespannt, daneben gab es keine Qualitäten. Emilia Galotti z. B. braucht nicht über Dichter zu reden; ihre Gesinnung weist sich am Morgen der Hochzeit durch Einrücken ins Allgemeine aus: »Sie ist in der Messe – –.«<sup>12</sup> Der Bräutigam nimmt das Indizium in der

rechten Weise wahr: »Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben.«<sup>13</sup> Wenn Literatur in diesem Kontext eine Rolle spielt, dann in ihrer Subsumierbarkeit unter die allgemeinen Tugend- und Religionspflichten: »An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publikum beinahe eins«, heißt es 1772 in den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen*.<sup>14</sup>

Schon kurze Zeit nach Emilia Galotti wird eine andere Frau, Werthers Lotte, an der Seite des Geliebten beim gemeinsamen Blick in die aufgewühlte Natur den Namen »Klopstock« hauchen.<sup>15</sup> Deutlicher läßt sich der erste Individualisierungsschub und die Notwendigkeit, zum weit flexibleren Medium der Dichtung überzuwechseln, kaum darstellen. Gewiß spielt Lotte auf ein Gedicht an, in dem von Jehovah die Rede ist, Klopstocks *Frühlingsfeier*. Vor allem aber geht es darum, mit dem Namen eines Gegenwartsautors ein Signal zu geben, das ihre eigene Zugehörigkeit zur Gefühlskultur kundgibt und zugleich die Einstellung des Partners testet.<sup>16</sup> Zur Frage umgeformt lautet Lottes Seufzer: »Was halten Sie von Klopstock?« Hätte Werther geantwortet, daß Klopstock »das Wesentliche zu einem epischen und dramatischen Dichter, ja man könnte sagen, zu einem Dichter überhaupt, gefehlt habe«<sup>17</sup>, wäre den beiden viel erspart geblieben.

Vergleichen wir das mit der Bedeutung des Kanons in einer Welt mit funktionstüchtiger Religion, in der also kodifizierte tradierbare Form und Applikation noch eng aneinandergeschmolzen sind! Udenkbar wäre da die Frage: Was halten Sie von Christus? Oder auch nur: Was halten Sie von der heiligen Katharina? Und umgekehrt ist die »Was-halten-Sie-von«-Frage geradezu die Gruß- und Abtastformel zwischen Unbekannten in der modernen Gesellschaft. (Nachfolger des kontextsicheren: »Gelobt sei Jesus Christus«, dem man nur bekräftigend antworten kann: »In Ewigkeit. Amen.«) Hier wird vielleicht besonders sinnfällig, worin sich der bildungsbürgerliche Kanon vom religiösen unterscheidet. Gewiß hatte auch der bildungsbürgerliche Kanon eine Auslegerkaste, die für das Anschmelzen der Applikationen an den Kanon sorgen sollte, gewiß gab es auch da Sanktionen (Goethe mit ›ö!‹); aber diese Applikationen standen immer in Konkurrenz mit anderen, vereinheitlichten den Sinn auf durchaus unterschiedliche Weise. Gerade weil die bildungsbürgerliche Welt – anders als der vereinheitlichende Name sagt – keine einheitliche war, sondern immer nur von verschiede-

11 Heinrich Heine, *Sämtliche Schriften*, hrsg. Klaus Briegleb, III, hrsg. Günter Häntzschel, München 1976, 220. Das Beispiel verdanke ich einem Hinweis von Fotis Jannidis.

12 Gotthold Ephraim Lessing, *Werke*, hrsg. Herbert G. Göpfert, II, München 1971, 144. Was dann im weiteren Verlauf des Dramas geschieht, führt in andere Kontexte und speist sich als Tragik gerade daraus, daß diese allgemeine Gesinnung nicht mehr tragfähig ist. Aber darin steht *Emilia Galotti* gerade auf einer Grenzschiede. Kanongeschichtlich interessant ist, daß Emilia schließlich ihren Tod durch Berufung auf die Virginia-Geschichte und den Tod von Tausenden von Märtyrerinnen herbeizwingt. Da sind also beide Autoritäten präsent, die christliche und, doch wohl eher für die Zuschauer als für die Figur, die antike.

13 Lessing (Anm. 12), 154 f.

14 Goethe oder Merck, in der Rezension von Mauvillon und Unzer, *Über den Werth einiger deutschen Dichter und über andre Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel*, 1stes Stück, Frankfurt, Leipzig 1771. 8. 20 Bogen. Zit. nach: *Frankfurter Gelehrte Anzeigen 1772*, hrsg. Hans-Dietrich Dahnke, Peter Müller, Leipzig 1971, 63.

15 Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, IX, hrsg. Waltraud Wiethölter, Frankfurt a. M. 1994, 52.

16 Es muß wohl eigens gesagt werden, weil es im derzeit letzten Kommentar in vorgenannter Ausgabe reichlich konfus zugeht: Es geht an dieser Stelle keineswegs, wie in den *Ossian*-Partien oder einigen Stellen in den *Wahlverwandtschaften* (oder in den scheinbaren Prätexten) um gemeinsame Lektüre, sondern um die Nennung des Namens als ›Symbolon‹.

17 Zu Eckermann 9. 11. 1824.

nen Positionen aus Einheit prätendierte und diese Präntention dann an inhaltsarme Einheitssymbole heftete, gab es genügend Bruchzonen, um dogmatische Verfestigungen bei der Auslegung gerade der kanonischen Werke zu relativieren. Solche Relativierung schafft aber allemal die Chance und die Herausforderung zu eigenem Urteil und zur eigenen Applikation – oder vielleicht auch nur zur entsprechenden Attitüde: ›Was halten Sie von ...?‹

## II.

Literarische Bildung und literarischer Kanon sind eng geknüpft an das, was Friedrich H. Tenbruck auf die Formel einer ›allgemeinen kulturellen Vergesellschaftung‹ gebracht hat.<sup>18</sup> Entscheidend ist in dieser Formel das Wort ›allgemein‹. Während in der ständisch geordneten Welt jeder Stand seine eigene (Teil-)Kultur hatte und deren Exklusivität womöglich eifersüchtig hütete, jedenfalls nicht auf den Gedanken kam, daß sie auch für alle anderen verbindlich sei, ist der Kulturbegriff der Moderne tiefer gelegt und mit dem Anspruch verbunden, tendenziell ›allgemein‹, allgemeinverbindlich zu sein, für alle Stände gültig, heute sogar – in Gestalt einer universalistischen Vorstellung von den Menschenrechten<sup>19</sup> – für alle Gesellschaften.

Angesichts faktischer sozialer Ungleichheit, zunehmender gesellschaftlicher Differenzierung und damit zusammenhängend zunehmender Individualisierung<sup>20</sup> ist ein solches Programm eher paradox zu nennen. Nur der zusätzliche Gedanke – auch er wird von Tenbruck ausgeführt –, daß diese ›allgemeine‹ Kultur einer selbst schon ausdifferenzierten ›autonomen‹, selbständigen Kultursphäre angehört, kann das Paradox auflösen.

Eine der frühesten Stellen,<sup>21</sup> an denen das Paradox reflektiert wird, ist Schillers Auseinandersetzung mit Gottfried August Bürger.<sup>22</sup> In seiner Rezension *Über Bürgers Gedichte* (1791) setzte er bei dem Bezugsproblem ein, das dann auch die Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* bestimmen wird: »Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die

der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Verbindung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam der ganzen Menschen in uns wieder herstellt.«<sup>23</sup> Aber wie ist das möglich? Gottfried August Bürger habe den Anspruch erhoben, ein »Volksänger« zu sein. Sogleich kommt das Argument der Zersplitterung der »Modernen«, der innerseelischen und der sozialen Zersplitterung. »Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unseren Tagen vergeblich gesucht werden. Unsere Zeit ist die homerische nicht mehr ... Jetzt ist zwischen der *Auswahl* einer Nation und der *Masse* derselben ein sehr großer Abstand sichtbar ... Es würde daher umsonst sein, willkürlich in *einen* Begriff zusammenzuwerfen, was längst schon keine Einheit mehr ist.« (973)

Schillers eigene Konzeption, in den Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, zielt dann auf Ausdifferenzierung einer selbständigen (›autonomen‹) Kultursphäre. Sie soll nun die Integration sowohl der zersplitterten Seelenkräfte als auch der vereinzelt Individuen besorgen. Die Schlußvision des ›ästhetischen Staates‹ gilt einer Republik, in der die »eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch ... weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuerwerfen, um Anmut zu zeigen« (669). Kommunikation und Selbstverwirklichung also in einem von Entscheidungs- und Herrschaftszwängen entlasteten Freiraum des ›bloß‹ Menschlichen. Die Möglichkeit einer Universalisierung solcher ›schöner‹ Kommunikation wird freilich schon von Schiller selbst bezweifelt, und er meint, daß sie wohl nur »in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln« möglich sei.

Sowohl die Perspektiven als auch die Grenzen gesellschaftlicher Integration mittels eines Poesie-Kanons werden besonders deutlich an Friedrich Immanuel Niethammers Projekt eines »National-Buches«. 1808 entwirft der Central Schul- und Studienrath in einem Vortrag an das königlich-bairische Gouvernement den Plan eines solchen Buches, für dessen Zusammenstellung Goethe gewonnen werden soll.<sup>24</sup> Niethammer sieht das Bezugsproblem sehr deutlich: Im »zersplitterten Teutschland« sei »fast nicht Ein deutsches Lied in aller Teutschen Munde«, es gebe »keine feste Bildungspunkte, durch die Alle hindurch müssen«. Das bezieht sich nicht nur auf die horizontale Zerplitterung in Einzelstaaten. Niethammer geht es um den »Hauptkreis«, »in dem sich die Cultur aller Stände berührt«, und er fragt: »In welchem Punkt der Bildung berührt sich denn noch der Vornehme mit dem Volke?« (403 ff.) Beispiele früherer ›allgemeiner Bildungsmittel‹ sind ihm Homer und die Bibel. Für einen großen – sprich: den protestantischen – Teil Deutschlands sei die Bibel in der Tat ein »Nationalbuch« gewesen,

18 Friedrich H. Tenbruck, *Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne*, 2. Aufl., Opladen 1990.

19 Ein Ausläufer im literarischen Gebiet ist vermutlich Harold Bloom, *The Western Canon*, New York 1994. – Der Sachverhalt ist, wie der hier angedeutete Kontext zeigt, zu kompliziert für schnelle Stellungnahmen.

20 Zum Zusammenhang der beiden Prozesse: Luhmann (Anm. 6).

21 Gottsched z. B. meinte noch voller Vertrauen auf die allgemeine Menschennatur: »Sind denn nicht die meisten Begebenheiten und Zufälle dieses Lebens allen Menschen gemein? Sind wir nicht zu einerlei Tugenden und Lastern fähig und geneigt? Kann nicht ein Edler und Bürger eben das im Kleinen ausüben, was Fürsten und Helden im Großen getan?« In der Rede »Die Schauspiele und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen« von 1729. Johann Christoph Gottsched, *Schriften zur Literatur*, hrsg. Horst Steinmetz, Stuttgart 1977, 8 f.

22 Ausführlicher zu Schiller/Bürger und Niethammer/Goethe vgl. Eibl (Anm. 6).

23 Friedrich Schiller, *Sämtliche Werke*, hrsg. Gerhard Fricke, Herbert G. Göpfert in Verbindung mit Herbert Stubenrauch, 2. Aufl., 5 Bde., München 1958, V, 970-985, hier: 971.

24 *Goethes Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887 ff., I. Abt., Bd. 42/2, 389-410; Goethes Entwürfe 413-428.

ein »Vereinigungspunkt der Bildung aller Stände; Gebildeten und Ungebildeten, Hohen und Niedern gleich geläufig. Sie hat aufgehört, dies zu seyn« (405). Deshalb erscheint ihm die Schaffung eines »National-Buches« wichtig. Und zwar als »*Sammlung des Vorzüglichsten unsrer teutschen Classiker*« (406). Dieser »Homer der Teutschen« sollte dann als sakrosankter Text, aller Krittelei enthoben, auswendig gelernt werden und als eine Art Topik aller Deutschen dienen.

Goethe läßt sich zunächst, trotz einiger Skepsis, auf das Vorhaben ein. Aber gerade das seiner Ansicht nach zentrale Anliegen (das Niethammer gar nicht genannt hatte), nämlich der »*Volksbedarf, die Volksbildung*«, mache »das Unternehmen schwankend und schwierig« (414). Die Idee des »Classischen« nimmt er überhaupt nicht auf, sondern er denkt sogleich an die »ungebildete bildungsfähige Menge« (414), die es zu erziehen gilt. Ein solches Projekt jedoch, nur scheinbar bescheidener als das Niethammers, forderte eine Skala der gesamten vorfindbaren literarischen Bildung, nicht nur des »Hohen und Ideellen«, sondern, wie Goethe selbst sieht, alle Abstufungen bis hin zu »Neckereyen und derbe[n] Späße[n]« (415). Ausdrücklich sogar soll, in einer Zeit der Fremdherrschaft und des dagegen aufkeimenden Nationalismus, »besonders jetzt ... auf die Verdienste fremder Nationen aufmerksam« gemacht werden (417). Die Universalität des Goetheschen Ansatzes geriet bei der praktischen Planung, gleichsam unter dem Druck der Empirie, zu einer nicht mehr beherrschbaren Pluralität – eben zu jener »Zersplitterung«, die der ursprünglichen Homogenisierungsfunktion des Buches direkt entgegenstand. Was dem bairischen Kulturpolitiker der Ära Montgelas durchführbar erschien, ein durch kulturelle und staatliche Autorität durchzusetzender neuer »Homer«, wurde von Goethe schließlich »wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben.«<sup>25</sup> Man kann das Schiller-Zitat wiederholen: »Unsere Zeit ist die homerische nicht mehr«.

Leute wie Cotta und Reclam haben dem 19. Jahrhundert dann doch so etwas wie einen »Homer« verschafft. Der Spagat einer Integration des ganzen Volkes gelang damit aber nicht, nicht einmal die Integration des »Bürgertums«. Ein Beispiel mag die Überspannung des allgemeinen Kanon-Konzepts bildhaft veranschaulichen, das Eingangsbild des Dramas *Die Familie Selicke* (1889/90) von Arno Holz und Johannes Schlaf. Wir befinden uns im Wohnzimmer der Familie eines Buchhalters, des Angehörigen jenes »neuen Mittelstandes« also, der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Industrialisierung herausgebildet hatte und den unteren Randbereich des Bürgertums bildete.<sup>26</sup> Nicht einmal ein Dienstmädchen (sonst unterster gemeinsamer Nenner von Bürgerlichkeit im Sinne handfester Sozialdaten) kann sich die Familie des trunksüchtigen Selicke leisten, und sie ist vor allem durch ihre Kommunikationsunfähigkeit charakterisiert. Aber über dem Sofa hängt »zwischen zwei kleinen vergilbten Gipsstatuetten »Schiller und Goethe« der bekannte Kaulbach-

25 Tag- und Jahreshefte, *Goethes Werke* (Anm. 24), I. Abt., Bd. 36, 30.

26 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, I, 3. Aufl., München 1993, 367. Vgl. bes. 374-395.

sche Stahlstich »Lotte Brot schneidend«.<sup>27</sup> Die Verselbständigung der Kultursphäre, die Bedingung und der Preis der allgemeinen kulturellen Vergesellschaftung, ist bis zum bloßen Formalismus getrieben.

### III.

Schon der bildungsbürgerliche Kanon war vergleichsweise instabil, ein Gemenge von Namen lebender wie fiktiver Personen, von Lehren, Motiven, Geschichten, Episoden, Zitaten usw., archiviert allerdings in »Werken«. Aber was wirklich rezipiert wird, so darf man vermuten, sind keine festen Druckstöcke, sondern bewegliche Lettern, die man selbst zusammensetzen muß/kann, Prägestempel und Versatzstücke, mittels derer man Lebenssituationen und Gefühle modelliert und kommunizierbar macht. Aus solchen Schemata besteht die Semantik einer Gesellschaft. Damit gleichwohl die stabilisierende Wirkung einer Liste kanonischer Werke genutzt werden kann, müssen Werk und Applikation sehr weit auseinanderziehbar sein.<sup>28</sup> Die Textkörper müssen, um als allgemeinverbindliche Referenz-Topiken dienen und gesellschaftliche Einheit in einem formalen Sinn symbolisieren zu können, möglichst stabil bleiben. *Aere perennius*. Solche Stabilität kann schon allein durch soziale Verankerung erreicht werden: Man kann Schillers *Lied von der Glocke* auswendig lernen und herunterleiern, ohne den geringsten Gedanken darauf zu verschwenden.<sup>29</sup> Zugleich aber gilt: Je deutungsoffener ein kanonisches »Werk«, vielleicht sogar ein bißchen inkonsistent, desto besser. Denn die Auslegungsmöglichkeiten sollten elastisch sein bis zur Beliebigkeit. Stabilität des Textkörpers und Beliebigkeit der Auslegung bedingen einander geradezu; denn ohne diese Beliebigkeit käme es sehr schnell zum Bildersturm. Es ist wie mit den modernen Königshäusern: Ihre Ohnmacht schützt sie vor der Abschaffung; aber gerade als inhaltsleere Gemeinsamkeitssymbole sind sie noch immer recht nützlich. Die Werke haben die Stellung von leeren, undeterminierten Signifikanten, während die zugehörigen Bedeutungszuschreibungen mindestens primär durch die lebensweltliche Aktualität determiniert werden.<sup>30</sup> Und zwischen Werk und Auslegung liegen noch einige vermittelnde Aggregatzustände: Anthologien, Büchmann, Leseabende mit und ohne Autor, Inhaltsangaben, Interpretationen ...

27 Arno Holz, Johannes Schlaf, *Die Familie Selicke*, Stuttgart 1983, 5.

28 Für eine ähnliche Konstellation, strikter an die begriffsgeschichtliche Problematik angebunden, vgl. jetzt Fotis Jannidis, *Das Individuum und sein Jahrhundert. Eine Funktions- und Komponentenanalyse des Begriffs »Bildung« am Beispiel von Goethes »Dichtung und Wahrheit*«, Tübingen 1996.

29 Katholiken über 50 seien erinnert an das putzige Latein, das man vor dem zweiten Vatikanum in der Messe hören konnte.

30 Aus dem Gesagten könnte, wieder einmal, Lizenz für fröhliche Beliebigkeit der Interpretationen von Germanisten gefolgert werden. Es ist da zu unterscheiden: Ich rede hier von der normalen hedonistischen Lektüre, nicht von der professionellen.

Es seien einige Konsequenzen angedeutet, die sich aus solchem Auseinanderziehen der kanonischen Werke und ihrer Bedeutungszuschreibung ergeben. In Anknüpfung an die Titelbegriffe des Symposions etwa ließe sich sagen: Kultur entsteht durch die Kanonisierung von Werken, die als Signifikanten-Sammlungen für Auslegung und Kommunikation zur Verfügung stehen. »Macht«, wie immer man sie definiert, funktioniert auf dieser Ebene nicht anders als bei anderen Zugehörigkeitssymptomen, etwa beim Kult bestimmter Jeans-Marken, als äußerlicher Distinktions-Mechanismus. Auf der Seite der Signifikate hingegen spielt sich die Konkurrenz um Auslegungs-Macht ab: um die Kompetenz für den auslegenden Zugriff der Kulturteilnehmer auf die Signifikanten-Sammlungen. Die nur lockere Verknüpfung von Signifikant und Signifikat speziell beim literarischen Kanon – die »Polyvalenz« der Texte, ihre »Unausdeutbarkeit« und »Unerschöpflichkeit« usw. – macht diesen besonders geeignet für Gesellschaften mit unfesten Identitätskonzeptionen, weil sie auf der Signifikantenseite Konsens und Stabilität symbolisch verbürgt, auf der Signifikatsseite jedoch Beweglichkeit bis hin zum subjektivistischen Exzeß ermöglicht.

#### IV.

Ein Blick auf den *Faust*, das, wenn solcher Superlativ erlaubt ist, kanonischste Werk der deutschen Literaturgeschichte, mag der Konkretion und der Gewinnung einiger Differenzierungen dienen. Bereits das Faust-Bild des 19. Jahrhunderts war keineswegs unumstritten. Es mag hier der Hinweis auf die charakterisierenden Kapitelüberschriften genügen, die Hans Schwerte in seinem Buch *Faust und das Faustische* verwendete: Er konstatiert für die Rezeptionsphase 1840-1870 eine »doppelläufige Entwicklung«<sup>31</sup>, und dann, seit 1870, sowohl eine »ideologische Aufhöhung« als auch eine »kritische Abwertung«.<sup>32</sup> Insofern war dieses so »deutsche« Werk selbst in der Hoch-Zeit preußisch-bildungsbürgerlicher Orientierung nicht kanonisch in dem Sinne, daß es unumstrittenen Konsens gestiftet hätte, sondern es war ein Medium, in dem auch Dissens ausgefochten werden konnte.

Und auch der Begriff des »Faustischen«, der bei Oswald Spengler dann als Bezeichnung für die gesamte moderne westliche Kultur erhalten mußte, hat mit einer kanonischen Geltung des (?) Faust-Textes nichts zu tun. Spengler verwendet kaum die oberflächlichste Mühe darauf, seine Wortwahl zu begründen, zapft nur gleichsam das unspezifische Energiepotential an, das dem Wort im Laufe der Geschichte zugewachsen war. Wilhelm Böhm in seinem Buch *Faust der Nichtfaustische* polemisiert bereits gegen (mindestens) drei Begriffe des »Faustischen«, gegen die philologische perfektibilistische Auslegung, gegen Spenglers »antiperfektibilistische Idee der *faustischen Kultur*«<sup>33</sup> und gegen die »humanistische« perfektibilistische

Idee des »faustischen Menschen« in Gegenreaktion auf Spengler. – Im gleichen Jahr wie Böhms Buch erschien dann noch ein aktualisierender Beitrag zum Faust-Thema, dessen Titel öfters zitiert wird; aber das Buch selbst wird anscheinend kaum je zur Kenntnis genommen: *Faust im Brauhemd* von »Pg. Kurt Engelbrecht«. Das verquaste Zeug, das dieser »deutsche Christ« in der Langbehn-Nachfolge von sich gibt, hat mit Goethes *Faust* nur eben dies zu tun, daß am Eingang eines jeden der 28 Kapitel ein *Faust*-Zitat als Motto oder, wie man in diesem Zusammenhang wohl besser sagt, als Losung steht, die das Stichwort für die jeweils folgenden Ausführungen bildet. Alles weitere ist mit vielen Ausrufungszeichen und viel Sperrdruck versehene Zivilisationskritik vom Originalitäts-Kaliber: »Die Liebe bejaht, der Haß verneint!« (33), sind Bekenntnisse mit Goethe als rhetorischem Parenthesen-Füller, etwa daß »wir nordische Menschen uns – wieder in vollem Einklang mit Goethe – stets zum Protestantismus bekennen werden« (34). Da gibt es sogar Partien, die als eine Art Mahnung an die Parteigenossen gelesen werden können, wie etwa am Schluß des Buches: »So bekennen wir uns – ganz im Geiste Goethes – zu der Meinung, daß unsere Tüchtigkeit nicht aus uns selbst, sondern aus Gott stammt. *Führer des Volkes*, die wirklich Führer und nicht Verführer, wahre Befreier und nicht Unterdrücker sind, werden noch allemal den Mut aufbringen, zu bekennen, daß *sie selber Geführte* seien. ... Heil! – *Ewiges Heil!*« Mit Goethe und *Faust* ist das alles nicht mehr konjunkional verknüpfbar; fast möchte man meinen, »Goethe« laute die Melodie, die da einer im Dunklen pfeift. Aber auch das gehörte zu den Funktionen eines Kanons.

Über den Goetheschen *Faust* und dessen Rezeption ist auch die ältere Fausttradition auratisiert worden (Thomas Mann konnte daran bereits anknüpfen). Günther Müllers Buch *Die Geschichte der deutschen Seele* von 1939 trägt den Untertitel »Vom Faustbuch zu Goethes Faust«. Das allerdings nicht, weil hier Stoffgeschichte geschrieben würde. Der Fauststoff ist kaum besonders hervorgehoben, es handelt sich vielmehr um eine Literaturgeschichte von Luther bis zur Romantik. Der Untertitel nennt die beiden äußeren Stationen, Ausgangs- und Zielpunkt der deutschen Seelenentwicklung. Faustbuch und Goethes *Faust* sind in dieser Wortverwendung keine Werke, sondern sie bezeichnen Seelenzustände, die, entsprechend der Müllerschen »morphologischen Methode«, den frühen, unscheinbaren Keimling der deutschen Seele bezeichnen und die Hochblüte ihres Beisichseins.<sup>34</sup> Es lohnt nicht mehr, gegen die allerlei Implikationen einer solchen Vorstellung zu polemisieren. In unserem Zusammenhang wichtiger ist, daß damit auf den *Faust* in einem frühen, noch nicht zum »Werk« geronnenen Zustand aufmerksam gemacht wird. Gerade wenn man sich etwas vom starren Werkbegriff löst, gewinnt die Stoffgeschichte eigenes Interesse, als eine Variante der Begriffsgeschichte, und diese wiederum rückt eng an die Literaturgeschichte heran.<sup>35</sup>

31 Hans Schwerte, *Faust und das Faustische. Ein Kapitel deutscher Ideologie*, Stuttgart 1962, 94 ff.

32 Schwerte (Anm. 31), 148, 191.

33 Wilhelm Böhm, *Faust der Nichtfaustische*, Halle 1933, 2. Böhm gibt eine ausführliche Darstellung damals aktueller Deutungen.

34 Freiburg 1939.

35 Entsprechend unterscheide ich hier auch nicht zwischen Stoff und Motiv. Die ältere Stoffgeschichte sah mehr die Dichotomie von Stoff und Form oder autorzentriert die Trias von Form, Stoff und Erlebnis. z. B. Elisabeth Frenzel, »Stoff- und Motivgeschichte«, in: Wolfgang Stammler (Hrsg.), *Deutsche Philologie im Aufriß*, I, Berlin 1957, 282-331. Motivgeschichte als Begriffsgeschichte ist noch weitgehend Projekt.

Wir tauchen ein in die ›wilde‹ Literatur, in die literarische Wirklichkeit des Nicht- und Vorkanonischen. Ein beliebtes Werk war der *Faust* tatsächlich schon lange vor Goethe. »Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Teil noch, in seinen *Doctor Faustus!*«<sup>36</sup> So schreibt Lessing 1759 im berühmten 17. Literaturbrief. Aber welchen *Doctor Faustus* meint er? Er bezieht sich auf ein ›Werk‹, das wir gar nicht als ›Werk‹ kennen, auf ein in immer neuen Aufführungen immer wieder zum ›Werk‹ gemachtes Motivbündel. So weit wir uns aus Theaterzetteln und Berichten ein Bild von *Doctor Faustus* auf der Wanderbühne machen können,<sup>37</sup> gründete seine Beliebtheit wohl vor allem darin, daß die Zaubereien des Magiers, der Teufelsspuk und das schreckliche Ende mit gewaltigem Feuerwerk der Augenlust des Publikums Futter gaben. Gottsched und die Seinen polemisierten gegen diese Art von Dichtung, weil deren ›wilde‹ Beliebtheit ihren eigenen Bemühungen um die Aufrichtung eines literarischen Kanons im Wege stand.

Daneben gab es auch im 18. Jahrhundert eine andere, nur geringfügig anspruchsvollere, jedenfalls aber im Druck zu einem ›Werk‹ verfestigte Faust-Tradition: Das sogenannte Faustbuch des ›Christlich Meynenden‹<sup>38</sup> faßt die älteren Faustbücher zeitgemäß in »eine beliebte Kürze zusammen« (46 Seiten) und erreicht bis 1800 etwa 30 Druckauflagen. Es ist zumindest nicht auszuschließen, daß diese Buchfassung wenigstens einen Teil der mündlich-theatralischen Faust-Tradition des 18. Jahrhunderts auch als Steinbruch, Topik, Zettelkasten, Archiv, Vergewisserungsform begleitet hat. Günther Mahal stellte eine Vermutung über die Ursachen des Erfolgs dieses Buches an, die uns auf eine grundlegende Konstitutionsbedingung solcher Literatur weist. Er meint, der Erfolg sei darin begründet, »daß in diesem knappen Text ein weltanschauliches Breitband-Angebot vorliegt. Zugespitzt formuliert: der Erfolg des Christlich Meynenden basiert auf der gedanklich-philosophisch-theologischen Inkonsequenz dieses Faustbuches, auf der Tendenz zur Tendenzlosigkeit.«<sup>39</sup> Nun ist Indifferenz noch keine Erfolgsgarantie; gleichwohl ist das ›Breitband-Angebot‹ eine der Voraussetzungen dafür, daß ein Werk auf vielfältige Weise rezipiert und umgeschaffen werden kann. Auch Goethes *Faust* war, wie angedeutet, ein solches Breitband-Angebot, und wenn wir nun noch etwas weiter in die Historie zurückschreiten, werden wir in ähnlicher Weise fündig.

36 Lessing, *Werke* (Anm. 12), V, München 1973, 73.

37 Ich verweise hier pauschal auf Hans Hennings monumentale *Faust-Bibliographie*, 3 Teile (in 5 Bänden), Berlin, Weimar 1966-1976.

38 *Das Faustbuch des Christlich Meynenden von 1725*. Faksimile-Edition des Erlanger Unikatats mit Erläuterungen und einem Nachwort, hrsg. Günther Mahal, Knittlingen 1983. Mahal hat einigen in der literaturgeschichtlichen Tradition weitergegebenen Wertungen und Charakterisierungen mit Gründen widersprochen. Der monströse Barock-Titel beginnt: »Des / Durch die ganze Welt / beruffenen / Ertz-Schwartz-Künstlers / und Zauberrers / Doctor Johann / Fausts, / Mit dem Teufel auffgerichtetes / Bündnüß, Abentheuerlicher Lebens-/Wandel und mit Schrecken genom-/menes Ende ...«.

39 Mahal (Anm. 38), 129. Die Textgeschichte kennt überdies eine ›rheinische‹ Reihe der Überlieferung, in der die zahlreichen Fremdwörter eingedeutscht und Antikatholizismen vermieden werden.

Schon die Überlieferungssplitter des 16. Jahrhunderts und das Spiessche Faust-Buch von 1587<sup>40</sup> können eine relativ breite weltanschauliche Nachfrage befriedigen – oder stören sie zumindest nicht. Tatsächlich hat das Spiessche Faustbuch selbst manche Züge eines deutungsoffenen Motiv-Clusters. Anspruchsvoll sind sicherlich einige Partien, in denen theologisch disputiert wird; bewegend (im Sinne des rhetorischen *movere*) sind gewiß manche Partien, in denen Fausti Traurigkeit und Melancholie, dann auch seine Verzweiflung und ›Weheklag‹ dargestellt werden. Auch Thomas Mann war ja von ihnen fasziniert. Aber insgesamt sind die Motivationen wenig determinierend. Nicht nur kann man, bei unleugbarer lutherischer Grundtendenz, katholisierende oder katholisierend deutbare Einsprengsel finden. Nicht nur läßt sich die Reihe der Zauberschwänke beliebig verlängern oder verpflanzen. Vor allem ist auch die Motivation des Teufelspaktes recht wenig eindeutig. Gewiß will Faust die »Elementa spekulieren«. Aber es zwacken ihn auch die »Aphrodisia«, die mit erlesensten *succubae*, bis hin zur Helena, befriedigt werden, und Küche und Keller müssen auch gefüllt werden. Diese semantische Offenheit macht das Faustbuch auf eine fast modern anmutende Weise polyvalent, ermöglichte vermutlich unterschiedliche Lektüren von verschiedenen Standpunkten aus, je nachdem ob das Buch auf ein lutherisches oder reformiertes, vielleicht sogar ein katholisches, ein gelehrtes oder halb- oder ungelehrtes Publikum traf.

Völlig konturlos ist die Sage darum aber nicht. Sie zeigt klare distinktive Merkmale zu vorangegangenen und gleichzeitigen Teufelsbündnersagen, damit auch die Anknüpfungsstellen für spätere Deutungsarbeit. Faust, so hat man festgestellt, ist eine Figur der Grenzüberschreitung.<sup>41</sup> Das gilt allerdings auch für jeden Taschendieb. Erst die Differenz zu anderen Grenzüberschreitern läßt das Spezifische erkennen. Die klassischen Figuren, mit denen das Mittelalter reale Grenzüberschreiter codierte,<sup>42</sup> waren der Sünder und der Heilige. Beide Codierungen sorgten dafür, daß die Grenze zugleich verfügbar war. Der Grenzüberschreiter war eigentlich ein Jedermann; denn alle Menschen sind Sünder, und alle Menschen sollen Heilige werden. Von wenigen erklärbaren Ausnahmen religiös-politischer Propaganda (z. B. Julian Apostata und ähnlichen unbelehrbaren Antichristen) abgesehen, wurden die Teufelsbündner der Spätantike und des Mittelalters, die Theophilus und Cyprian, sogar die Päpstin Johanna, schließlich durch die göttliche Gnade erlöst – wie wir das ja auch für uns erhoffen. Jetzt aber tauchen gleich drei Figuren auf, die nicht gerettet werden können (zu welchem Zweck ihnen auch die Wohltaten von Inquisition und Hexenprozeß versagt bleiben): Faust, Cenodoxus (1602) und Don Juan (1613). Unter diesen drei Figuren

40 *Historia von D. Johann Fausten*. Text des Druckes von 1587. Kritische Ausgabe, hrsg. Stephan Füssel, Hans Joachim Kreutzer, RUB 1516, Stuttgart 1988.

41 Hierzu z. B. Karl-Heinz Hucke, *Figuren der Unruhe. Faustdichtungen*, Tübingen 1992.

42 Man sollte auf die Unterscheidung von realen Grenzüberschreitern und ihren literarischen und religiösen Codierungen Wert legen. In *Faust* z. B. sind auch reale Fernhändler codiert, die geographische und moralische Grenzen überschreiten und dabei zu einem Reichtum kommen, den man nur durch Zauberei und den Beistand des Bösen erklären kann.

wiederum ist Faust die reinste Verkörperung der *curiositas*. Die sexuelle Leidenschaft ist anders als bei Don Juan keine Obsession, sondern Beiwerk, und auch die äußeren Ehren sind, anders als bei Cenodoxus, eher beiläufig behandelt.

Authentischer Wissensdurst plagt keinen der beiden anderen. Doch auch Fausts Wissensdurst ist nur eine Synekdoche der *curiositas*, die ihn auch die großen Luftreisen vollführen läßt, und *curiositas* ist, wie schon bei Augustinus, nur eine Synekdoche des Abfalls von Glauben und Demut und der Hinwendung zur materiellen Welt, eben des ›Epicurischen Lebens‹ durchaus im Sinne des Verständnisses von antikem Materialismus: Faustus »glaubet nit daß ein GOTT/Hell oder Teuffel were / vermeinet Leib und Seele stürbe miteinander«.43 Insofern hat der Faust-Stoff ein gewaltiges semantischen Potential, das dann in späteren Bearbeitungen des Stoffes nicht etwa erweitert, sondern präzisiert werden mußte. Gerade dieses semantische Potential des Grenzüberschreiters mit ehrbarer Motivation macht ihn offen für die Codierung eines fundamentalen Paradig-mawechsels, der modernen Individualitätsproblematik in vielfältigster Form.44

## V.

Der Blick auf solche Literatur, die als Wanderbühnen- und Puppenspielstoff noch am vorderen Rande der Schriftlichkeit angesiedelt ist und auch als ›Volksbuch‹ eher Redaktion vagierender mündlicher Sagen als eigenständiges Werk ist, führt besonders unabweisbar auf einen Sachverhalt, der doch auch für die Zeit der Druck-Schriftlichkeit gilt: *Literatur besteht nicht nur aus Werken*. Allerdings ist es eine der branchenüblichen radikalen Überreaktionen, wenn man sagt, sie bestehe überhaupt nicht aus Werken. Die Werke sind vielmehr interimistische Verfestigungszustände des Literarischen. Die ›Werke‹, so sei in Erinnerung gerufen, bringen die Semantik einer gesellschaftlichen Einheit in tradierbare Form, diese Semantik selbst aber besteht nicht aus Werken, sondern aus Namen, Motiven, Verlaufstypen, Werksplittern, vagierenden Zitaten, an die sich die Schemata des Erlebens und Handelns heften.

In der Altgermanistik ist man auf den Interimscharakter fester ›Werke‹ wegen der Eigenart ihrer Überlieferungen schon früher gestoßen; wenn ein Werk von 1200 in einer Handschrift von 1400 überliefert ist, dann kann man die vermuteten oder tatsächlichen Abweichungen nicht nur als ›Korruptelen‹ verstehen; vielleicht ist es inzwischen einfach ein anderes ›Werk‹ geworden, ja, vielleicht wäre der Werkbegriff ganz aufzugeben zugunsten eines Kosmos (oder Chaos) von Gebrauchsspuren. Aber die Mediävisten haben keine sonderlich radikalen Konsequenzen aus

43 *Historia von D. Johann Fausten* (Anm. 40), 27.

44 Wenigstens in der Anmerkung sei ein weit vorgeschobener Posten erwähnt: Ida Hahn-Hahns Roman *Gräfin Faustine* (1841, Neudruck Bonn 1986) ist selbst schon wieder so mehrdeutig, daß er als Beispiel weiblicher Selbstbefreiung und Selbstfindung gelten kann, als Beispiel für deren Scheitern, als Irregehen in einer Welt, die nur Männerrollen für Exklusionsindividualität präpariert hat, oder einfach als inkonsistenter Text.

dieser Einsicht gezogen. So macht nun eine ›New Philology‹ die Entdeckung erneut und rennt mit amerikanischer Unbefangenheit gegen eine traditionelle Philologie an, die ihrerseits durchaus mit Recht sagt, das sei ein alter Hut.45 *Editorisch* lassen sich tatsächlich nur schwer Konsequenzen ziehen, eben weil das ›Werk‹ die angemessene *Tradierungs- und Fixierungsform* des Literarischen ist und auch eine Edition eine solche Tradierungs- und Fixierungsform darstellt und deshalb mit Werkcharakter auftreten muß. So bleibt es mit einigem Recht weiterhin bei einem Haupttext, an den die Varianten angeschlossen werden können.46

Aber schon bei jedem Hör- oder Leseakt löst der Text sich wieder in Bestandteile auf, die ihrerseits in lebensweltliche Kontexte integriert werden. Das gilt schon in einem recht äußerlichen Sinn: Ein paar Seiten werden morgens im Zug gelesen, ein paar andere abends im Bett usw. Auch das ist Literatur, allerdings in einem anderen Aggregatzustand. Wir müssen wohl diese Tatsache der verschiedenen Aggregatzustände des Literarischen den senilen oder infantilen ›nicht-sondern‹-Radikalismen entziehen, um zu fruchtbarer Weiterarbeit zu kommen. Gerade gesellschaftsgeschichtlich orientierte Fragestellungen sind darauf angewiesen, auch die flüchtigeren Aggregatzustände zu beachten, weil Literatur tatsächlich vor allem über sie, gleichsam über ihre spontanen ›Verwilderungsformen‹, in gesellschaftliche Wirkzusammenhänge eingebettet ist. Die Literaturwissenschaft wird diese Seite vermutlich mit recht neuen (für die Literaturwissenschaft neuen) Instrumenten und Begriffen erarbeiten müssen. Ansätze für entsprechende Forschungsprogramme sind durchaus schon vorhanden.47 Selbst so ehrwürdige Er-rungenschaften wie die Unterscheidung von Wirklichkeitsreferenz und Fiktion oder von Autor und Erzähler, unentbehrlich bei der Beschreibung von Werken, werden – nein, nicht abzuschaffen, aber in neuen Relationen zu denken sein.

45 Einen Einblick gibt Jan-Dirk Müller, »Neue Altgermanistik«, *JbDSG* 39 (1995), 445-453. Vgl. ferner die Stellungnahme von Karl Stackmann, »Neue Philologie?« in: Joachim Heinze (Hrsg.), *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer Populären Epoche*, Frankfurt a. M., Leipzig 1994, 398-427. – Auch für die Neugermanistik sind vergleichbare Probleme unter dem Titel des ›Prozeßcharakters‹ literarischer Werke erörtert worden, vgl. etwa Gerhard Seidel, *Die Funktions- und Gegenstandsbedingtheit der Edition, untersucht an poetischen Werken Brechts*, Berlin 1970.

46 Schon Paralleldrucke sind, wie Editionen des *Werther* zeigen, eigentlich eher lästig, wenn nicht die Unterschiede dann doch im Druck irgendwie hervorgehoben werden. Wer liest schon ›parallel! Ähnliches gilt für den Computereinsatz. Ich halte ihn in der Editorik für sehr wichtig, und ich lasse auch diese Gelegenheit nicht vorbeigehen, die Editoren-society in diesem Punkt als verzopft zu beschimpfen. Aber der Computer kann nicht die *Realität* des Textgebrauchs angemessen *abbilden*.

47 Das Fehlen oder Ignorieren solcher Instrumente und das Weiterhantieren mit den alten führte auch zum Versanden der ›Rezeptionsästhetik‹. Sie besetzte zwar die Fragestellung, blieb aber bei der Werkbeschreibung (Leserrolle) oder der werkbezogenen Wirkungsgeschichte (Goethe und Racine) stehen, so daß sie aufs Ganze gesehen die Entwicklung eher blockierte. – Weiter führt vermutlich Jürgen Links Konzept von ›elementarer Literatur‹. Vgl. u. a. Jürgen Link, *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München 1983. Vgl. ferner Winko (Anm. 10) sowie Ansätze der Empirischen Literaturwissenschaft, soweit sie tatsächlich ›empirisch‹ vorgeht (die Variante ›Groeben‹): Norbert Groeben, Jürgen Landwehr, »Empirische Literaturpsychologie (1980-1990) und die Sozialgeschichte der Literatur. Ein problemstrukturierender Überblick«, *IASL* 16/2 (1991), 143-235.



## VI.

Ein Blick auf die Gegenwart, mit allen Vorbehalten und Risiken:

Dem alten Kanon am nächsten scheinen noch einige sogenannte geisteswissenschaftliche Hochschulzirkel zu stehen, die, zusammen mit einigen Feuilletons, das Erbe des Bildungsbürgertums angetreten haben oder Bildungsbürgertum simulieren. Die Irritation von 1968ff. ist überwunden, es wird wieder ausgelegt wie zu Diltheys Zeiten, wenn auch mit anderen Prämissen,<sup>48</sup> obwohl ›draußen‹ niemand mehr zuhört; genug, daß die kleinen gelben Bände mit Interpretationen gefüllt und von ratlosen Schülern, Lehrern und Studenten gekauft werden. Kanonische Geltung haben, allerdings immer nur für relativ kurze Zeit, auch die globalen Seins-, Lebens- und Seelendeuter; ihre Geltung erkennt man am einfachsten daran, daß ihnen während ihrer Hochblüte auch jede Formulierungsschlamperie als ausdeutungsbedürftige Dunkelheit angerechnet wird. Außerhalb dieses seltsamen Berufsmilieus aber hat der literarische Kanon ausgespielt. Die Spekulation des Deutschen Klassiker Verlages auf den Zahnarzt in Kaufbeuren ist nicht aufgegangen. (Zahnärzte, hat mir ein Buchhändler anvertraut, kaufen Bastel- und Heimwerker-Bücher, keine Klassiker.) Aber mit dem Schwinden der kanonischen Geltung unserer ›Klassiker‹ besteht auch die Chance einer neuen Heiterkeit der Kunst. Die »Heiterkeit der Kunst«, so hat Harald Weinrich geschrieben, gründe in der »Freiheit der Abwendung von der Kunst«, in der »Kündbarkeit der Publikumsrolle«.<sup>49</sup> Die Zahnärzte, die von dieser Freiheit Gebrauch machen, sind vielleicht Vorläufer des wahren ästhetischen Staates: Sie haben sich die Chance erworben, den alten Kanon einfach als Liste mit Lektürevorschlägen zu verwenden oder es bleiben zu lassen.

Damit allerdings ebnet sich das Verbindlichkeitsprofil der literarischen Landschaft ein. Ehemals kanonische Werke werden zu Lektüre-Tips. Sie verwildern.<sup>50</sup> Versuchsweise kann man einen langfristigen Trend vermuten, der ebenso versuchsweise als Weg vom Zentralsender- zum Internet-Paradigma bezeichnet werden könnte. Gemeint ist damit ein Abbau fixierter zentraler Orientierungsmäler – z. B. ›Werke‹ – zugunsten kleinteiligerer und kurzlebigerer, aber der Lebenswelt näherer Muster, insgesamt also eine Schwerpunktverlagerung von den festen zu den flüssigen Aggregatzuständen. Primär dafür verantwortlich ist wahrscheinlich schlicht die technische Entwicklung, die neue, elastische, ›bessere‹ Kommunikationstechniken gebracht hat, so daß der Werttransport mittels verschnürter Texte an Bedeutung verliert. Charakteristikum des Internet-Para-

48 Einen Einblick von naiver Frische gewährt Jochen Hörisch, *Die Wut des Verstehens*, Frankfurt a. M. 1988: Er polemisiert etwas spät, doch heftig gegen Emil Staiger und die Interpretation, mißachtet souverän die ganze vorliegende interpretationskritische Forschungsdiskussion und empfiehlt als Novität – die Interpretation, nur eben nicht mehr für das breite Bildungsbürgertum, sondern für so etwas wie Jochen and his friends.

49 Harald Weinrich, »Drei Thesen von der Heiterkeit der Kunst«, *Arcadia* 3 (1968), 121-132.

50 Ein eher kurioser Fall: Karl Lagerfeld hat im vergangenen Jahr einen *Faust*-Fotoroman mit Claudia Schiffer als Gretchen und David Copperfield als Mephisto publiziert.

digmas ist die Stabilisierung durch Redundanzen, die mittels Vernetzung hergestellt werden, im Gegensatz zu Stabilisierungs-Strategien, die auf Marmor, Stratifikation und Kommando setzen. Das reicht bis hinein in die Moral: Es gibt keine verlässliche Ethik und keine Lebensrezepte mehr, aber das Verhalten ist so vielfältig abgestützt/reguliert, daß nach dem Wegbrechen einzelner Stützen/Zwänge immer noch andere in Kraft bleiben bzw. nachwachsen. Wenn man nirgends mehr ganz dazugehört, sondern überall nur ein bißchen, kann man auch nirgends ganz herausfallen.

Die Semantik braucht keine Langzeitmonumente mehr, weil die Individuen eingesponnen sind in die unentrinnbare Dauer-Agilität moralisierender Diskurse: Ratgeberliteratur, das bunte Angebot der Bahnhofskioske, Talkshows, Volkshochschul-Kurse, Jugend-, Alten-, Mütter-, usw.-zentren, moderne Seelsorge, Fragen Sie Frau ..., Kino, ja, natürlich auch Vortragsreihen zum Thema »Was hält die moderne Gesellschaft zusammen?« oder wissenschaftliche Symposien zum Thema »KANON MACHT KULTUR« – das System stabilisiert sich durch kritische Selbstbeschreibung, man entkommt ihm auch in Steinheim nicht. Es ist ein riesiger vernetzter Apparat, der fortwährend brennende Probleme umwälzt und/oder flotte Sprüche klopft. Alle vier Dimensionen des ehemals Kanonischen werden mit standardisierten Fast-Food-Produkten beliefert, die, da standardisiert, noch immer eine gewisse Stetigkeit und Identität besitzen (gleiche Zeit, gleiches Personal, gleiche Abläufe usw.) und sich zugleich, da Fast Food, dem jeweils Aktuellen ganz nah anschmiegen. Noch immer spielen dabei fiktionale Texte oder Handlungsreihen (›Dramen‹) eine Rolle, wenngleich die Unterschiede sich verwischen (ist der Vergewaltiger die Erfindung eines Autorenteam oder einer Casting-Firma?). Am sinnfälligsten wird die Hinwendung zu flüssigeren Aggregatsformen und deren Wirkungsweise vermutlich am Musterbeispiel gegenwärtiger Medien-Ewigkeit: An der »Lindenstraße«, wahrlich keinem kanonischen Werk, sondern einem Motivbündel von ›wilder‹ Beliebtheit, mit ganz ähnlichen Eigenschaften, wie sie die Motiv-Cluster der vorschriftlichen Zeit aufwiesen, die Commedia dell'arte oder der Faust-Stoff. Die Ähnlichkeit ist auch ein Hinweis darauf, daß die Zivilisation (oder KULTUR) nicht untergeht, wenn es keinen Kanon mehr gibt. Denn so wenig aus der Commedia dell'arte lauter Harlekins und Colombinen, aus dem *Faust* lauter Teufelsbündner und Sumpftrockenleger herauskamen, so wenig werden die Lebensmuster der »Lindenstraße« und ähnlicher Produkte einfach imitiert. Nur die Heiligen waren zur direkten Nachahmung vorgesehen. Schon die Lebensmuster des bildungsbürgerlichen literarischen Kanons mußten als Vorschläge gedeutet werden. Einschlägige Untersuchungen<sup>51</sup> zur »Lindenstraße« deuten darauf hin, daß gerade solche Kultserien Topiken durchaus auch geistreicher Verständigung abgeben, Gegenstand engagiert mit- und weiterspielender, experimentierender Gespräche werden können, in denen Persönlichkeit und Individualität sich ausbilden können, als wär's ein literarischer Kanon.

51 Vgl. hierzu jetzt: Martin Jurga (Hrsg.), *Lindenstraße. Produktion und Rezeption einer Erfolgsserie*, Opladen 1995.